

Kindern und Jugendlichen, verrät ihn als engagierten Seelsorger. Vorweg sei gesagt, daß Kehls Ekklesiologie zu den besten der Gegenwart gehört. Wer sich an ihr orientiert, ist gut beraten. Dies aus vielen Gründen.

Der Aufbau zuerst. Kehl legt in der Einleitung u.a. seine ignatianischen Wurzeln offen, das „Sentire in Ecclesia“, wie auch sein Verständnis der Aufgabe einer gegenwärtigen Ekklesiologie: Auslegung des gegenwärtigen Selbstverständnisses und Selbstvollzugs der Kirche (43). Er setzt folgerichtig nicht zeitenthoben bei der biblischen Vorgabe an, sondern bei der ekklesiologischen Leitlinie des 2. Vatikanischen Konzils, der *Communio*. Sie wird verstanden als trinitarische, als Liebesgemeinschaft der drei Personen in dem einen Gott: Kirche als vom Heiligen Geist geeint, dem Sohn Jesus Christus zugestaltet, zum Reich Gottes des Vaters berufen.

Als „Verifizierung“ dieses Selbstverständnisses nimmt Kehl das empirische Phänomen der gegenwärtigen Kirche wahr: im Horizont der „Moderne“ (Auflösung des „konfessionellen Sozialmilieus“, Glauben zwischen Individualisierung und Institutionalisierung) und auf ihrem Weg zur Weltkirche (mit statistischen Angaben und Zeichen wachsender *Communio*, z.B. Basisgemeinden, Nachfolge Jesu als „Option für die Armen“).

Erst dann schreitet Kehl zur geschichtlichen Vergewisserung: Die empirische Gestalt der *Communio* verdanken wir dem geschichtlichen Ereignis Jesus Christus, dem Grund der Kirche. Die Vorformen der *Communio* im Leben Jesu bei der Sammlung Israels durch die Proklamation der Gottesherrschaft haben die nachösterlich-kirchliche Aktualisierung unter den geänderten geschichtlichen Bedingungen (Tod und Auferstehung Jesu, Geistsendung, neuerliche Verweigerung eines großen Teils Israels) zur legitimen Konsequenz. Kehl verfolgt dann die *Communio*-struktur im Wandel der Geschichte. In den letzten Jahrhunderten war nicht mehr viel von ihr zu erkennen (354); das Konzil entdeckte sie wieder.

Der Autor kehrt zuletzt wieder zur Kirche der Gegenwart zurück. An deren aktuellen Fragen am Leitseil der „*notae Ecclesiae*“ hat sich die vorgetragene Ekklesiologie zu bewähren: *Communio* und Institution, heilige und sündige Kirche (soziales Ergebnis der Sünde der einzelnen Subjekte), Volk Gottes und katholische Kirche (Aufbrechen der Heilsexklusivität und Öffnung zur ökumenischen Einheit im Glauben), Gemeinde und Amt.

Nur mehr stichwortartig sei auf weitere Vorzüge verwiesen. Auf das entschiedene Ja zum Konzil zuerst, da wieder zu dessen Geist und Intention,

nicht nur zum Buchstaben und dies womöglich selektiv; wir stehen freilich noch ganz am Anfang der Rezeption (48); die *Communio*-Ekklesiologie wird vermutlich die nächsten Jahrhunderte des dritten Jahrtausends prägen (383). – Durch den Ansatz bei der trinitarischen *Communio* wird das im Laufe des zweiten Jahrtausends fast nur noch christologisch begründete Kirchenbild des Westens überwunden, wonach Christus vor allem Stifter und Gesetzgeber der institutionalen Kirche war (65). Das „Synodale“, etwa die grundsätzliche Gleichheit aller Gläubigen und ihr gemeinsames Priestertum, bekommt wieder seinen fundamentalen Rang, die Ausschließlichkeit des ebenfalls geistgewirkten „Hierarchischen“ wird korrigiert. („Hierarchie“ sollte durch „Dienst des Amtes“ ersetzt werden; der Begriff „Laie“ erweist sich in einer *Communio*-Ekklesiologie ebenfalls als fragwürdig, 116f). – Kirche wird auch in sozialphilosophischer Analogie beschrieben: als gesellschaftliche Einigung durch kommunikatives Handeln (gemeinsame Zustimmung zur Vorgabe der Glaubensverkündigung) und zugleich als Rahmen für solches Handeln. – „Strukturelle Kontinuität“ ist eine fruchtbare und erhellende Perspektive, weil sie innerhalb eines Prozesses analoge Differenzierungen ermöglicht, z.B. die vor- und nachösterliche sowie die Kirche seither betreffend oder die geschichtlichen Wandlungen des Petrusamtes. – Der Autor weicht den gegenwärtigen Fragen nicht aus und schlägt realistische Wege in die Zukunft vor: flexiblere Gestaltung des Zölibats im Sinne von „*viri probati*“; behutsame Schritte zum Priesteramt für Männer und Frauen.

Linz

Johannes Singer

■ KNAUER PETER, *Der Glaube kommt vom Hören*. Ökumenische Fundamentaltheologie. Herder, Freiburg 1991. (448). Kart. DM 36,-.

Es handelt sich um die 6. neubearbeitete und erweiterte Auflage des 1978 im Verlag Styria erschienenen Werkes. Der Autor, Mitglied der Gesellschaft Jesu, lehrt seit 1969 Fundamentaltheologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule St. Georgen in Frankfurt am Main. Der erste Hauptteil behandelt den Inhalt des Glaubens. Was versteht die christliche Botschaft unter „Gott“? Knauer setzt bei der Anerkennung der Wirklichkeit der Welt an. Die Behauptung, die Welt sei nicht geschaffen, weist er als sich widersprüchlich auf. Ihre Endlichkeit etwa – ein Zugleich von Sein und Nichtsein – ist ein solcher Widerspruch. Um ihn zu lösen, müssen zwei verschiedene Hinsichten angegeben werden können: „als ein restloses Bezogensein auf ein

von ihm restlos Verschiedenes" (51). Das Woraufhin dieser Beziehung nennen wir „Gott“: Gott ist der, „ohne den nichts ist“. Man kann von der Welt aus nur hinweisend („analog“) über ihn reden. Es gibt kein Gott und die Welt übergreifendes Denk- oder Gesamtsystem. Nur die Relation vom Geschaffenen auf Gott hin ist real; Gott hingegen könne sich nur auf Gott als Terminus beziehen. Wie kann Gott dennoch eine liebende, Leben und Sterben überdauernde Gemeinschaft gewähren? Weil die Welt vom ersten Augenblick ihrer Existenz an in das Gegenüber der Liebe zwischen Vater und Sohn, das der Heilige Geist ist, aufgenommen, hineingeschaffen ist. – Nun muß man aber dieses „In Christus“-Geschaffensein von anderen Menschen durch das vom menschengewordenen Sohn ausgehende „Wort Gottes“ gesagt bekommen. Die vom Wort Gottes getragene und ermöglichte Antwort des Menschen ist der Glaube. Glaube kommt also allein vom Hören, das Hören aber vom Wort Christi (Röm 10,17). Er ist Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu, am Erfülltsein vom Heiligen Geist. Die wirklichen Glaubensausagen entfalten immer nur diesen Glauben. Durch ihn braucht der Mensch nicht mehr in Angst um sich selber zu leben, weil er sich in Gottes Liebe geborgen weiß. Angst führt zu Unmenschlichkeit, zu Gewaltanwendung und Aggression.

Die Weitergabe der christlichen Botschaft (zweiter Hauptteil) geschieht in mitmenschlicher Kommunikation durch Bezeugung. Dem Wort Gottes begegnet man in der Heiligen Schrift, in der Tradition und im Lehramt in ihrer gegenseitigen Bezogenheit. Knauer zieht seinen Ansatz bis in die Einzelfragen konsequent durch: „Sakramentalität“ des Wortes Gottes, Inspiration, Unfehlbarkeit, Irrtumslosigkeit, Lehramt.

Von der Verantwortbarkeit der Glaubenszustimmung handelt der dritte Hauptteil. Die Glaubens-Würdigkeit wird nur in der Glaubenszustimmung selbst erfaßt; die Glaubwürdigkeits-erkenntnis besteht in der negativen Einsicht, daß letztlich vom Glauben verschiedene Stellungen zur Verkündigung vor der Vernunft nicht verantwortbar, widerlegbar sind. Dies sei ein genügendes *motivum credibilitatis*. Die Tätigkeit der Vernunft dürfte sich also m.E. mit „*removens prohibens*“ beschreiben lassen.

Unbedingt zuzustimmen ist dem interessanten Versuch einer Fundamentaltheologie anderer Art; Knauer versteht sie als Bedenken des Zusammenhangs aller theologischen Disziplinen. „Ökumenisch“ nennt er sie, weil sie, Gerhard Ebeling folgend (9), sowohl das reformatorische Anliegen aufgreift, keine geschaffene Qualität könne Gemeinschaft mit Gott begründen, als

auch das orthodoxe, daß Gemeinschaft mit Gott nur im Hl. Geist möglich sei (17). – Zu befragen wären vom Ansatz her erfolgreiche Interpretationen in ihrer Spannung zum biblischen Wort: etwa für Wunder, Opfer, Sühnetod, Auferstehung, leeres Grab, Erscheinungen, Bittgebet. Frag-würdig ist u.a. die biblische Verifizierung der These, Gott könne sich nur auf Gott beziehen, auf Welt nur durch deren Hineinnahme in die Relation des Vaters zum Sohn. In Kol 1,16 („in ihm wurde alles erschaffen“) versteht Knauer den Sohn offensichtlich schon im Sinne des Nizänums als „gezeugt, nicht geschaffen“ (178). Dies dürfte ein Anachronismus sein (Joachim Gnlika, Der Kolosserbrief, 63). Analog wird wohl auch 2 Tim 1,9f überinterpretiert. Andererseits, redet nicht die Schrift unbefangener, z.B. Joh 3,16? Überhaupt, wissen wir wirklich so viel so genau?

Linz

Johannes Singer

■ WIEDERKEHR DIETRICH (Hg.), *Wie geschieht Tradition?* Überlieferung im Lebensprozeß der Kirche. (Quaestiones disputatae, Bd. 133). Herder, Freiburg 1991. (176). DM 49,-.

Die Arbeitsgemeinschaft der katholischen Dogmatiker und Fundamentaltheologen des deutschen Sprachgebietes behandelte auf ihrer Arbeitstagung in Vierzehnheiligen (Franken) vom 24. bis 28. September 1990 Probleme um das Thema „Überlieferung“. Der vorliegende Band enthält die von den Autoren überarbeiteten Referate; der ausgelöste Diskussionsprozeß und seine Erträge wurden aufgenommen. Um des größeren Horizontes und um der Analogie zu anderen Überlieferungsvorgängen willen zeigte zu Beginn der Regensburger Kunsthistoriker Jörg Träger die Abwanderung zur Erfahrung des Göttlichen in die Natur am Beispiel der Malerei der deutschen Romantik.

Hünemann (Tübingen) charakterisiert das Überlieferungskonzept des Zweiten Vatikanums: Die Heilsgeschichte wird als transzendente Geschichte erzählt; sie spielt sich nämlich in, durch und unter der Historie ab, übersteigt sie und entfaltet deren letzten Sinn (die Herleitung aus DV 2 wünschte man sich noch deutlicher) – anders als das überlieferte Konzept, das von der geschichtsüberhobenen Eindimensionalität des Glaubens ausgeht, also nicht in einer Vielzahl von geschichtlichen Auslegungen spielt. Die Schwierigkeiten für Amtsträger, Theologen und Volk Gottes ergeben sich aus der Unsicherheit, „weil man nicht recht weiß, wie man mit dieser Grundorientierung umzugehen hat“ (60).

Unübersehbar hat der theologische Begriff „Tradition“ seit Trient und Vatikanum I entschei-